



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

IX. Blicke in die Zukunft.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

IX.

Blicke in die Zukunft.

Die Menschen des Maschinenalters hatten nur eine gar kurze geschichtliche Vergangenheit hinter sich. Aber eben, weil dieselbe so kurz war, schien sie ihnen um so länger. Das gleiche sehen wir bei Kindern: je jünger dieselben sind, desto mehr Respekt flößt ihnen die Dauer eines Jahres ein. Was vor einem oder gar vor zwei Jahren geschehen, das scheint in graue Vorzeit entrückt, was in einem Jahre bevorsteht, das liegt so fern, so fern, als wäre es gar nicht zu erleben. Erst wenn sich die Jahre mehren, wenn man erwachsen, oder gar, wenn man alt geworden, da lernt man erkennen, wie schnell doch so ein Jährchen um das andere verfliegt. Daß die Menschheit, als solche, im neunzehnten Jahrhundert noch ein Kind war, das wissen wir, Erwachsene, gar wohl und unter anderen Merkzeichen ihrer Kindlichkeit ist auch die gewaltige Ehrfurcht zu rechnen, die ihr der Begriff *Sæculum* einflößte. Was ein paar Jahrhundertchen zurücklag, dessen konnte sie sich kaum mehr entsinnen, davon glaubte sie sich himmelweit vorgeschritten, und das ins Auge zu fassen, was in einigen Jahrhunderten werden sollte, davor schwindelte ihr. In so unabsehbare Ferne blickte sie lieber gar nicht hin, das glaubte sie nimmer erreichen zu können. Dahinter lag wohl schon das „Ende der Welt“, nach dessen Abspielung dann eine dauerlose Ewigkeit im Reich der Geister anheben mochte; aber sich selber nach Jahrtausenden,

nach Jahrhunderttausenden noch lebend, noch auf Erden wandelnd sich vorzustellen, das fiel ihr nicht ein.

Ja wohl, ein Kind — in jeder Hinsicht ein recht kindisches Kind — war die Menschheit der damaligen Epoche. Oder war sie nicht furchtbar nahe vor der Windelzeit, die ganz ohne Bewußtsein ist — sie nannten es prähistorisch —; war sie nicht noch mit allen Anschauungen und Einrichtungen in jener Kinderstube fußend, welche sie Altertum und Mittelalter nannte, und welcher sie wähnte, schon so erwachsen zu sein? Glaubte sie nicht noch die alten Ammenmärchen? Spielte sie nicht noch Soldaten? War sie nicht noch gegen ihre Mitgeschöpfe — Tier und Mensch — von jener achtlosen Grausamkeit, die das Knabenalter kennzeichnet? Gab es da nicht Streit und Rauferei und Schläge über die wichtigsten Kleinigkeiten — sie nannten es Politik —, nicht dasselbe In-den-Tag-hineinleben, derselbe Mangel an flugheitschaffender Welterfahrung, dasselbe leichtsinnige, ausgelassene — nur vor der Zuchtrute des „Vaters da oben“ ein wenig zitternde — Gebahren, derselbe enge, jämmerlich enge, über ein paar auswendiggelernte Schulregeln nicht hinausgehende Gedankenhorizont? . . . Es war aber auch gesunde Wachstumskraft in dem Kinde, ein Dehnen und Strecken seiner Glieder, daß der alte Schul Kittel in allen Nähten platze, ein Sehnen nach mehr geahnten als gekannten Jugendfreuden, nach endlichem Mündigwerden . . .

Ohne Bild: Der Sinn einer großen Anzahl Geister war nach der Zukunft gerichtet. Viele erkannten deutlich das Herannahen einer neuen Zeit und arbeiteten daran — auf den verschiedensten Gebieten — dieser Zukunft, welche sie als eine bessere begrüßten, die Wege zu ebnen.

Dämmerung herrscht noch, lastende, dumpfe,
Doch dem Gewaltigen, das wir ahnen,
Wollen wir tapfer die Wege bahnen,
Daß es einherzieht im Triumphe.
Und mir ist, als fänke der Schleier
Mir vor Augen; klarer und freier,
Vor des Zweifels Stürmen bewahrt,
Schaun ich das Ziel meiner Pilgerfahrt.
Sieh, o Geschick, in hoffender Stille

Fleht meine Seele um Mut und Stärke,
 Gieb ihr die Kraft zum heilsamen Werke
 Und besflügeln wird sie der Wille.
 Scharen die Tapferen sich wieder zusammen,
 Blitzen die Schwerter in heiligen Flammen,
 Leuchtet der Morgen des Geistes herein,
 Laß mich unter den Streitern sein.

(Ludwig Fulda.)

Ja, das „Ziel der Pilgerfahrt“ sahen gar manche; sie wußten aber auch, daß sie es persönlich — in der ihnen knapp zugemessenen Lebenszeit — nicht erreichen konnten. Sie arbeiteten, wie einst die Frommen, für jenseits — aber nicht jenseits der Erde, sondern jenseits der lebenden Generation. Nach Seligkeit ging nach wie vor alles edle Streben, aber nicht nach Himmelsfreuden für das eigene Ich, sondern nach dem irdischen Glück der kommenden Geschlechter. Das war — so fern man das Wort Religion nach seiner Etymologie als „Band“ auffaßt — das war die neue Religion, welche die von alten Dogmen befreiten und von Menschenliebe erglühenden Geister verband — die Religion des Altruismus, oder mit anderem Ausdruck — der Humanität. Ihr Reich war zwar von dieser Welt, es war aber nicht von der Gegenwart. In den Zuständen, die rings herrschten und die alle noch auf der Grundlage der Ich- und Herrschsucht aufgebaut waren, konnten die altruistischen Ideale der Gerechtigkeit und Milde sich unmöglich verwirklichen; daher war alles Sinnen und Trachten der Humanitäts-Adepten auf die Abänderung der herrschenden Zustände gerichtet, und daher auch war den Trägern und den Beharrenden — sie nannten sich Konservative — nichts so verdächtig und nichts so verhaßt, als der sogenannte „Humanitätsschwindel“.

Ich muß Sie bitten, meine geehrten Zuhörer, mir Glauben zu schenken und meiner Versicherung zu vertrauen, daß ich durch fleißiges, sehr eingehendes und durch glückliche Funde begünstigtes Quellenstudium zu der Kenntnis gelangt bin, daß die erfreulichen Zustände, in welchen es uns vergönnt ist zu leben, im Maschinenalter nicht nur vorausgesehen, sondern allenthalben schon thatkräftig vorbereitet wurden. Wir sind ge-

wohnt, von der Entfernung, in der wir uns befinden und von welcher wir nur die großen Züge ausnehmen können, jene Zeit als in tiefes Elend und in tiefe Finsternis versunken zu betrachten, und es wird allgemein angenommen, daß die Leute dieses Elend und diese Finsternis nicht als solche erkannten, sondern dieselben ebenso widerspruchslos, als etwas selbstverständliches, hinnahmen, wie einst, in noch grauerer Vorzeit, der Molochdienst und die Sklaverei hingenommen wurden. Aber dem war nicht so. Aus authentischen Urkunden, die mir zu Händen gekommen, kann ich Ihnen zeigen, daß die Maschinenalter die Schäden ihrer Zeit nicht nur gar wohl erkannten, sondern auch Vereine und Körperschaften bildeten, die es sich zur Aufgabe machten, jene Schäden aufzuheben. Aus den zeitgenössischen offiziellen Tagesblättern, den Gesetzgebungen, Regierungserlassen, Parlamentserlassen, kurz aus den Äußerungen des öffentlichen Lebens geht jedoch hervor, daß der Charakter dieser Bestrebungen von der Allgemeinheit ignoriert wurde, daß neunundneunzig Hundertstel der Bevölkerung — die einen in Sauf und Braus, die anderen in bitterer Not — dahinlebten, ohne von den Studien und Plänen des übrigen Hundertstel nur eine Ahnung zu haben.

Lassen Sie mich Ihnen einige dieser Bündnisse, von welchen mir Kenntnis geworden ist, nun vorführen. Auf Vollständigkeit kann mein Bericht natürlich keinen Anspruch erheben. Wenn so viele Zeitgenossen — in Folge der offiziellen Nichtbeteiligung — über die wichtigsten und segensreichsten Bestrebungen einzelner Geister in Unwissenheit blieben, um wie viel verzeihlicher ist es für uns, den zeitlich so Fernstehenden, wenn wir in dieser Hinsicht nur sehr lückenhaft unterrichtet sind.

Von der Freimaurerei will ich Ihnen nichts erzählen. Dieselbe war keine Schöpfung und bildete keinen hervorragenden Zug des Maschinenalters. Sie bestand zwar nach wie vor, aber von so vielem alten Zeremonien- und Mysterienplunder durchsickert, von so verschiedenartigen gesellschaftlichen und religiösen Elementen in den verschiedenartigsten Richtungen ver-

dreht, daß die Träger des wahrhaft modernen Geistes darin keine rechte Befriedigung mehr fanden. Eine bemerkenswerte Phase im Freimaurertum des Maschinenalters wurde nur dadurch herbeigeführt, daß plötzlich vom päpstlichen Stuhle aus ein Anathema über dasselbe fiel, welches ebenso unzeitgemäß als unbegründet von den baroksten Anschuldigungen begleitet war. Eine böshafte Verschwörerbande, durch Eide gebunden, bei Todesstrafe die schwärzesten Verbrechen auszuführen: das war im Sinne jener Encyklika diese harmlose Bruderschaft der stillen Wohlthätigkeit und der allgemeinen Menschenliebe.

Aber wohlthun, d. h. Almosen geben, einzelnes Elend mildern: das wollte dem neuen Geist nicht mehr genügen. Ein anderes Problem ward dem Elend gegenüber aufgestellt, als das Problem der Milderung. Nämlich — Abschaffung. War nach und nach Menschenfresserei, Sklaventum, Leibeigenschaft abgeschafft worden, warum nicht auch noch diese letzte Form der Unterdrückung — die Armut? Es ist schwer, heutzutage sich eine zutreffende Vorstellung von dem Ding zu machen, welches damals Elend hieß, und namentlich sich dasselbe als den Zustand zu denken, unter dem die weitaus überwiegenden Massen der menschlichen Gesellschaft zu leiden hatten. Wenn man einer Zuhörerchaft des Maschinenalters Vorträge hielt über das Gebahren und die Werkzeuge der Folterjustiz, so geschah es, daß jene sich abwendeten und nicht hören wollten: „Zu gräßlich! Unbegreiflich! Wie konnten doch die Menschen so grausam sein!“ — Wenn ich nun versuchen werde, Ihnen zu schildern, wie das Elend beschaffen war, welches die Menschheit des an Glücksgütern schon so reichen neunzehnten Jahrhunderts litt — und nicht einzelne waren es, die so darben, einzelne vielmehr waren diejenigen, die ein nach unseren Begriffen menschenwürdiges Dasein führen konnten — wenn ich Ihnen das nunmehr erzähle, so werden Sie vielleicht auch nicht hören wollen und mir schauernd Schweigen gebieten. Soll ich Sie erinnern, daß ehrliche Wissenschaftlichkeit immer einen gewissen Mutaufwand erfordert?

Das Wort leben hat für uns so ziemlich denselben Klang wie das Wort genießen. Für jene ungezählten Tausende hingegen hieß leben — entbehren. Die Not, der Hunger, der Schmutz, die Kälte, die äußerste Arbeitsanstrengung, die Sorge und wie alle diese Plagen heißen, welche die Reichen bei sich schon glücklich ausgerottet hatten, die fielen nicht nur zeitweilig in das Leben der Armen ein, nein — ich verlange von Ihrer Einbildungskraft noch größere Anspannung — nicht zeitweilig, sondern täglich, täglich von Sonnenaufgang bis zur Nacht und das ganze Leben hindurch, von der Geburt bis zum Tod . . . Dazwischen auch noch Krankheit, häuslicher Zwist, Schläge, Säuferwahnwitz; und ausgeschlossen alles, was das Menschenleben über das Tierleben erhebt, nämlich die geistigen Freuden, welche durch Anteilnahme an den Schätzen der Kunst und des Wissens erwachsen; keine, keine einzige Stunde des langen geplagten Arbeitstages für Ruhe und Vergnügen, keine einzige Woche des langen mühseligen Arbeitsjahres zu einer Erholungsfahrt in die blühende Natur hinaus. Und schlimmer noch als die harte Zwangsarbeit mitunter die Arbeitslosigkeit — das Gespenst des Hungertodes und der Verzweiflung, und am aller schlimmsten dann — des Unglücks grauenvollste Tiefe — das Versinken in Laster und Verbrechen.

Für letzteres hielt wohl die Gesellschaft Verachtung und Strafe bereit, doch die Verhütung ließ sie sich nur wenig angelegen sein. Die Not abschaffen — das heißt die Grundursache von Unglück, Laster und Verbrechen ausröten: das war das Problem. Den meisten Besitzenden schien es freilich, als wäre die bloße Aufstellung dieses Problems ein frevelhaftes Eingreifen in die göttliche Weltordnung; denn was sie fürchteten, war, daß man ihnen ihren Besitz gewaltsam entreißen würde, um ihn unter die Armen zu verteilen, und dann fahr' wohl, Reichtum — fahrt wohl auch, alle Bequemlichkeiten; denn wer wird dann, wenn es keine armen Teufel mehr gäbe, die Bequemlichkeiten herschaffen?

Sie wissen ja — ich brauche Ihnen diese Phase der Geschichte nicht des näheren zu erläutern — das Ding war das

an allen Ecken und Enden auftauchende — von den meisten leichtfertig übersehene — Schreckgespenst, die Sorge der Denker und Gesetzgeber, das grollende und hassende Streben der Armen, die dumpfe Furcht der Reichen, mit einem Wort — die soziale Frage. Sie wissen, wie die Lösung derselben herbeigeführt worden, und worin sie bestand; denn das bildet ja einen der wichtigsten Abschnitte in der Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechtes: mit der Überwindung des Elendes hat sich erst die Menschwerdung von neun Zehntel der damaligen sogenannten zivilisierten Menschheit vollzogen. Was ich Ihnen hier mitzuteilen gedenke, ist weder die Entstehung, noch die Begründung, noch der thatsächliche Verlauf der sozialen Frage; ich will Ihnen nur die Blicke zeigen, welche mit Bezug darauf von der damaligen Gegenwart in die Zukunft geworfen wurden.

Die Einen sahen folgendes kommen: das immer steigende Ansammeln der Glücksgüter in einzelnen Händen, das Zummehmwachsen gewisser Kapitalmassen und dadurch das immer wachsende Elend des vierten Standes, das fortgesetzte Sinken des Arbeitslohnes, das zunehmende Schwinden der Arbeitsgelegenheit. Sie sahen diesen Zustand der Ungerechtigkeit gesteigert bis zu der äußersten Grenze — nämlich bis zur Un-erträglichkeit. Wenn einmal etwas nicht mehr ertragen werden kann, dann folgt die Empörung, der Aufstand, wild wie Vulkanausbruch, wie einreißende Flut. Schrecklicher als die französische Revolution gewesen, wo der lang geknechtete Bauer gegen die Ausbeutung durch Hof und Adel sich erhob, sahen jene die Revolution des gegen den Druck des Kapitals sich aufbäumenden Arbeiters hereinbrechen. Siegend, mordend, alles Bestehende — Staat, Gesellschaft, Besitz — unter der Wucht ihres tobenden Zornes zermalmend, so stellten sich jene Schwarzseher die Horden vor, welche — schon jetzt in vereinzelten kleinen Aufständen, Arbeitseinstellungen, brandrednerischen Versammlungen zu der Hauptaktion sich rüstend — mit nächstem einen Weltuntergang herbeiführen würden.

Andere blickten sorgloser in die Zukunft: Ah bah, mit dem Gefindel wird man schon fertig werden: nur recht stramme

Zucht, scharfe Gesetze, Landesverweisung, Eingreifen des Militärs . . . wenn Arbeiter streiken, müssen die Soldaten in Fabriken und Minen aushelfen — nötigenfalls dreinschießen; unterdessen etwas staatliche Abhilfe mittels Unfallversicherungen und Altersversorgungen — dabei fleißiges Anhalten zu Genügsamkeit, zu religiöser Ergebung, zu Glaubensstärke und Unterthanentreue . . . Mit alledem wird sich das Ding schon geben.

Eine dritte Kategorie von Zukunftssehern bildeten endlich die, welche eine Umänderung der unerträglich zu werden drohenden Zustände forderten, aber eine auf friedlichem Wege, mit Zustimmung des geordneten Staates herbeizuführende Umänderung. Diese Klasse fand sich weniger unter den Leidenden als unter den Mitleidenden. Ihre Lage war keine unerträgliche, aber ihr gesteigerter Altruismus fing an, den Gedanken an die Leidenslagen der Anderen nicht mehr ertragen zu können. Ein neues — von der alten Welt ganz unbekanntes — Bedürfnis, das Bedürfnis nach dem Allwohl, hatte sich da zu regen begonnen und suchte nach Befriedigung. Natürlich waren es nur die Vorgesrittensten ihrer Zeit, die diesen veredelten Trieb empfanden, und diese waren folglich auch die geistig ausgebildetsten. Demnach faßten sie das Problem, frei von aller selbstüchtigen Leidenschaft, von der gegenständlichen Seite auf und suchten mit Anwendung von Verstandeschlüssen dasselbe zu ergründen. Laßt uns sehen — sagten sie —, das Elend der Massen kann nur auf einer sittlichen; die zunehmende Mangelhaftigkeit der Güterverteilung nur auf einem wirtschaftlichen Unrecht beruhen. Jedes sittliche Unrecht wurzelt in einem Gerechtigkeits-, jedes wirtschaftliche in einem Rechenfehler. Es handelt sich nur darum, diesen Fehler zu finden, der Mißwelt aufzudecken und in allgemeinem Einverständnis denselben zu tilgen. Die Mißstände in der Gesellschaft sind kein Produkt unabwendbarer Naturgesetze, sondern das Produkt ungeschickter Gesellschaftseinrichtungen. Wir müssen uns eben anders einrichten.

Die so sprachen, die so grübelten, die das Ergebnis ihres Grübelns in praktischen Vorschlägen kundgaben, die wurden —

es ist mir unerfindlich warum — von der Mehrzahl als die Gefährlichsten verdächtigt. Sie, die den Leuten doch aus der Gefahr das Rettungsseil hinwerfen wollten, hielt man für die schlimmsten Feinde, für Hezer und Wühler. Die Profeten des Unterganges schenkten den Reform-Planenden ebenso wenig Vertrauen, als die Massen, aber aus anderen Gründen. Diese glaubten in dem kommenden Verhängnis eine jener unabwendbaren Naturumwälzungen zu erkennen, welche zeitweise im Lauf der Geschichte eintreten müssen, um neue, verbesserte Zustände zu schaffen. Völkerwanderung, Bauernkrieg, Zusammensturz von Weltreichen: solche Ereignisse von elementarer Kraft seien durch Raisonnieren und Parlamentieren nicht abzuwenden. Diese übersahen, daß, was in früheren Zeiten notwendig eintraf, nicht in aller Zukunft sich wiederholen muß. Sie übersahen, daß die Menschheit in eine neue Phase — nämlich die der Erkenntnis — getreten war, daß damit ihrer ferneren Entwicklung ein früher nicht vorhandenes Element beigezeichnet werden mußte — nämlich die Möglichkeit der Selbstbestimmung. Bis dahin war der Gang der Dinge von der Herrschaft der Natur über den Menschen bestimmt worden, von nun an konnte die Herrschaft des Menschen über die Natur beginnen. Ändern konnte er an ihren Gesetzen und Wirkungen freilich nichts — aber dieselben berechnen und benützen, oder berechnen und vermeiden. Jawohl, sagten die Reformanwälte, wenn die Ungerechtigkeitsgrundlage, auf welcher die schweren, gefahrdrohenden Mißzustände der Gegenwart ruhen, nicht aufgehoben wird, wenn man trotz aller Argumente der Vernunft, trotz aller Alarmrufe des Elendes, letzteres bis zur Unerträglichkeit anschwellen läßt, dann allerdings muß alles zusammenbrechen. Aber das ist ja nicht nötig. Wir wollen uns zusammen-thun, die Frage nach der wissenschaftlichen Seite hin ergründen und an der Hand der gewonnenen statistischen, mathematischen und wirtschaftlichen Ergebnisse Abhilfe schaffen. Was Menschen gefehlt haben, können Menschen wieder gutmachen. Die Reformen, welche wir vorschlagen, lassen sich ohne Gewaltthat, ohne Härte, ohne Kränkung privater Rechte, ohne plötzlichen Umsturz

durchsetzen und deren Einführung würde das sich sonst immer häufende Elend aus der Welt schaffen; ein unermesslicher, ungeahnter, immer höher steigender Reichtum an Lebensgütern würde unter der Gemeinschaft sich verteilen — natürlich nicht, wie der nivellierende Kommunismus es träumt, jedem zu gleichen Teilen, denn ein solcher Zustand wäre wo möglich noch ungerechter — und daher noch unhaltbarer als der gegenwärtige —; alle Steuern, bis auf eine, die Grundzinssteuer, würden aufgehoben, alle Zollschranken und sonstigen Handelshemmnisse würden fallen und das alles durch Ein Auskunfts-mittel: Verstaatlichung des Bodenbesitzes.

Wenn es Sie interessiert, zu erfahren, wie in den Augen derjenigen, welche diese Vorschläge machten, die Zukunft sich gestalten sollte, wenn Sie überhaupt über den ganzen damaligen Stand der Frage genau unterrichtet sein wollen, so verweise ich Sie auf einige alte Bücher und Hefte, die uns erhalten geblieben. Vor allem des Amerikaners Henry George: „Fortschritt und Armut“. Ferner Theodor Stamm: „Die Erlösung der darbenenden Menschheit“; dann des Fabrikbesitzers Michael Klürscheims Zeitschrift „Deutsch Land“, desselben: „Auf friedlichem Wege“ und: „Deutschland in hundert Jahren, soziales Märchen“ — letzteres ein gar freundlicher „Blick in die Zukunft“.

Diese Männer ließen es sich jedoch nicht genügen, ihren Ideen durch ihre Schriften zu verbreiten; sie versuchten auch dieselben durch die That der Verwirklichung näher zu bringen, indem sie Vereine und Bündnisse ins Leben riefen.

So war von Theodor Stamm im Jahre 1874 in Berlin ein „Verein für Humanismus“ gegründet worden, dessen Programm vier Thesen aufstellte:

- I. Wissenschaftliche Forschung und vernunftmäßige Erkenntnis als allein berechnete Grundlage der allgemeinen Religion.
- II. Schule, welche dem Staat für das Gemeinwohl begeisterte Menschen erzieht und von ihren untersten bis zu ihren höchsten Stufen dem Ärmsten wie dem Reichsten gleich zugänglich ist.
- III. Beseitigung des arbeitslosen Erwerbes mittels zweckentsprechender Reform auf allen Gebieten der kommunalen und staatlichen Gesetzgebung.

- IV. Der sittliche Staat und statt der internationalen Befehdung und Zerstörung den Bund der sittlichen Staaten, um das innere und internationale friedliche Gedeihen zu sichern und um national und international die höhere Vervollkommnung des Menschentums und das Glück Aller anzustreben.

Was aus diesem Verein geworden — ich weiß es nicht. Offenbar war die Zeit nicht reif zur Durchführung der obgenannten Forderungen. „Das Glück Aller“ — das war in den Augen dieser Aller ein beinahe lächerlicher, jedenfalls sehr thörichter Begriff, nachdem doch die Verfechtung sämtlicher Sonderinteressen als der Gipfelpunkt politischer Weisheit galt.

Einige Jahre später finden wir denselben Theodor Stamm an der Spitze einer neuen Vereinigung, diesmal „Allwohlbund“ genannt, welche die Grundzinsreform als nächstes und dringlichst gebotenes Ziel hinstellt. Unter der Feder dieses, eine neue Weltordnung so kräftig herbeisehnenden Reformators, sehen wir neue Worte erstehen, in welche er seine weltumfassende Gedanken- und Wunschfülle möglichst kondensiert; Worte wie: Beglückungsgemeinschaft, Völkerhaftspflicht, Landeszinsallnützlichkeit, Entelendigung, Erdzinsgemeinschaft und Allveredlung, Rechtsallwohlthätigkeit, Gemeinschaftsliebthätigkeit, fortschreitende Beredlungspflege im Gegensatz zur Ich-Bestiengier als Weltbefehl.

Gleich begeistert und gleich thatkräftig stand für dieselben Ideen Michael Flürsheim ein, welcher seinerseits einen Verband gründete, „Bund für Bodenbesitzreform“, dem sich unter anderen Gelehrte wie Ludwig Büchner anschlossen. Dieser Anschluß war umso natürlicher, als Büchner einer der Ersten war, der in seinem berühmten Werke „Der Mensch“ auf die Freigebung der Erde als einziges Mittel zu gedeihlicher sozialer Entwicklung hingewiesen hatte.

In den Satzungen des Flürsheim'schen Bundes finden wir folgenden Artikel:

I. Zweck: Die Aufklärung der öffentlichen Meinung über die wirklichen Grundursachen des wirtschaftlichen Notstandes und die Beratung der Mittel zu seiner Beseitigung. Die ersteren erblickt der Bund in der im arbeitslosen Zins- und Grundrentenertragnis wurzelnden Aufhäufung von ungeheuern Reichtümern

in Einzelhänden, deren Besitzer ihre Einkommen nicht aufbrauchen. Hierdurch tritt ein in Folge der neuen Zinsen tragenden, jährlich zurückgelegten Ersparnisse ständig zunehmender Ausfall in nationalem und internationalem Güterverbrauch ein, den die verbrauchswilligen und -bedürftigen Volksmassen nicht ergänzen können, weil sie für einen immer größeren Teil der mit ihrer Arbeit erzeugten Tauschwerke die ständig zunehmenden Zins- und Grundrente-Tributbeträge aufbringen müssen, deren Empfänger solche immer weniger zum Einkauf von Verbrauchsgütern verwenden. In Folge dessen werden die Arbeitsgelegenheiten immer schwieriger zu erlangen; der Kampf darum verschärft sich immer mehr und das sonst unbegreifliche Bild der zunehmenden Not und Arbeitslosigkeit bei immer steigender Gütererzeugungsfähigkeit — und also Überflußmöglichkeit — findet seine Erklärung.

Als Mittel sind ins Auge gefaßt: Verstaatlichung des Grund und Bodens oder der Grundrente. Einen ersten, sofort zu verwirklichenden Schritt sieht der Verein in der Wegsteuerung des Zuwachses des städtischen Grundrenteneinkommens und zwar in allmätiger friedlicher Durchführung.

Allmätige friedliche Durchführung: Welch' ein Segensborn in diesen drei Worten angesichts der drohenden Schrecknisse! Das übrige klingt ein wenig trocken und um von den gegebenen Erklärungen der Mißstände, sowie von der Durchführbarkeit ihrer Abhilfe durchdrungen zu sein, war wohl einiges Studium nötig, einige Rechnungsanstrengung, einige ausdauernde Mühe. Doch was sage ich „trocken“? Die Erkenntnis im Dienst des Allwohls — um mit Stamm zu sprechen — die Gemeinschafts-liebthätigkeit auf Grundlage der zifferklaren Wissensallgerechtigkeit? Wahrlich, so etwas kann auch eine Poetenseele erwärmen. Und richtig: unter den Verbandsurkunden finde ich auch ein Gedicht, welches bei der Tafel der Gründerversammlung unter stürmischem Beifall verlesen wurde und dessen Schlusstrophen lauteten:

Ihr schlugt die Fesseln um die freie Erde,
Das Paradies ward da zum Jammerthal,
Es kam die Armut, Sünde und Beschwerde,
Und ach das Eden, sieh, es war einmal.
Auf, kämpft zurück es euch, getreu im Bunde,
Und euer Streitruß, eure Lösung sei,
Begeisternd pflanzend sich von Mund zu Munde:
Dem Sohn der Erde gebt sein Erbe frei!

Hier haben wir denn einige Ausblicke kennen gelernt, wie dieselben unseren Vorfahren mit Bezug auf die soziale Frage sich boten. Nunmehr lassen Sie uns die damaligen Zukunfts-

aussichten in einer andern Richtung untersuchen und zwar in Sachen von Krieg und Frieden.

Hier gab es gleichfalls drei Kategorien: die Schwarzseher, die Rosigseher und die Garnichtsseher. Letztere natürlich wieder in erdrückender Überzahl. Diese sahen nicht rosig, weil sie von der endgiltigen Abschaffung des Kriegs nichts wissen wollten, daher einer glücklichen, sich friedfertig entfaltenden Zukunft nicht entgegenschauen konnten; sie sahen aber auch nicht schwarz, weil sie auch vom Aufheben des zur Zeit herrschenden Friedens, vom Dreinhauen, nichts wissen wollten; sie wollten fernerhin den Frieden auf der Spitze von mehreren Millionen Bajonetten ruhen lassen; fernerhin ihre Kriegsbereitschaft immer höher gespannt wissen, um desto sicherer den Krieg zu vermeiden, in blindem Vertrauen zu jenem von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und noch immer bei jedem möglichen Anlaß vorgebrachten, altrömischen Idiotensatz: Si vis pacem, para bellum. Dadurch, daß es lateinisch war, war das Axiom übrigens schon halb als richtig erwiesen; für die andere Hälfte der Richtigkeit bürgte die vieltausendfache Wiederholung.

Das Land A schwört hoch und teuer, daß es den Frieden will und sich nur so furchtbar macht, weil Land B sonst den Frieden bräche. Genau dasselbe sagt Land B mit Bezug auf A. Beide parieren: sonderbares Duell. Sonderbarer Friede: beide zeigen sich die Zähne. Jedes mutet dem anderen Hinterlist und Tücke zu — weil jedes vermutlich selber tückisch ist —, jedes rüstet, um es den Rüstungen des anderen gleichzuthun; dadurch entsteht ein endloses Überbieten. Immer grimmiger krümmen sich die Krallen, immer spitzer entblößen sich die Eckzähne, immer höher sträuben sich die Borsten . . . Wenn das zwei Eber thun, so weiß man, was das bedeutet; zwischen zwei Nationen hieß es dazumal einfach auswärtige Politik und bedeutete freundnachbarliche Friedensliebe.

Wo lag da der Widerspruch, wo die Lüge? Gerade so wie bei allem andern: in dem Zwiespalt zwischen alter Einrichtung und neuem Geiste. Die mit der Vollmenschlichkeit sich heranzubildende Einsicht, daß Friede der allein gerechte, der allein

wünschenswerte Zustand sei, war schon zu mächtig herangereift, um verleugnet werden zu können; und so hüllte sich denn das alte, aus der Untermenschlichkeit überkommene Kriegsprinzip in ein dem neuen Geist huldigendes Phrasengewand: der Kriegsapparat wurde aufrecht erhalten, um — angeblich — den Frieden zu schützen; auch die „obersten Kriegsherren“ wurden im selben Atem als „Friedensfürsten“ gepriesen und niemand wagte mehr, für Eroberungszüge zu plaidieren — es galt nur mehr, sich gegen die Eroberungsgelüste der anderen (welcher anderen?) zu schützen. Der Abscheu vor dem Kriege drang in immer weitere Schichten, die Sehnsucht nach friedlicher Arbeit regte sich immer lebhafter — und doch wuchs das Heereswesen immer mehr und mehr. Es gab schließlich schon keine Nichtsoldaten mehr im Volk. Das war nämlich die alte Einrichtung, die ihre äußersten Konsequenzen auslebte, durch das stille Sträuben besserer Einsicht noch unbehindert. Laut und öffentlich wirkte der alte Geist; alle Regierungen, Schulen, Zeitungen, Parlamente bethätigten — von einigen dem modernen Geiste hingeworfenen Phrasenbrocken abgesehen — immer noch das Prinzip des Krieges. Pflicht, Ehre und Ruhmsucht waren auf dieses Feld gewiesen. Man durfte den Frieden lieben, aber beileibe den Krieg nicht — wegdenken, geschweige denn abschaffen wollen.

Der Militarismus hatte im Maschinenalter eine solche Höhe und Blüte erreicht, wie im Mittelalter die Kirchenmacht. Aber ersterem war kein so allmäliger Niedergang bestimmt wie der letzteren. Ich kann es ja sagen, denn das sahen die Vorwärtsdenker jener Zeit gar deutlich voraus: ein Zusammenbruch des anwachsenden Behrwahnsinnes in kurzer Frist war unvermeidlich. Jener Punkt, wo alles, was ist, aufhören muß — der Punkt der Unerträglichkeit nämlich —, von dem war die Waffenbelastung der Welt nicht mehr fern. Aller Reichtum, alle Volkskraft, alles Leben nur auf Ein Ziel — Vernichtung — hingelenkt: ein solches System muß endlich entweder die Menschheit oder sich selber vernichten. Die Steigerung der Zerstörungsfähigkeit war unabsehbar. Von dem

ursprünglich geschleuderten Stein bis zur neuesten Kanone, welcher ein Weg — da war der Weg viel kürzer, welcher von dem 500 Schuß in der Minute feuernden Geschütz bis zu einer elektrischen Mordmaschine lag, welche mit einem Schlage ein ganzes Heer vertilgen könnte — bis zu den Melinit- oder anderen, noch ungenannten Sprengstoffpillen, die, aus Wolkenhöhen herunterregnend, in ein paar Sekunden eine Stadt zertrümmern würden . . .

Und wofür? Wozu? Was dann? Diese Fragen würden die in den Tod Getriebenen vielleicht doch noch stellen, ehe sie einander gegenseitig in die Luft sprengten. „Für die höchsten Güter der Menschheit“ — diese beliebte Kriegs-Untreibungssphrasen hätte doch den Sinn verloren, wenn nach der Schlacht nicht nur keine Güter, sondern auch keine Menschen mehr übrig blieben. Die Selbstaufopferung weniger für viele, die mochte wohl als tugendhaft und wünschenswert erscheinen, aber die Aufopferung aller für keinen? das wäre doch der Gipfelpunkt der Raserei!

Und so verkündeten die Vorausdenker das nahe Ende des Krieges. Aber auch hier gab es zwei Lager. Die Einen sahen einen letzten Schreckenstampf voraus, der durch das Übermaß seiner Furchtbarkeit sich für alle kommenden Zeiten unmöglich machen würde; die Anderen hofften, daß die allgemeine Vernunft dem Abgrundlauf noch vor dem Sturze Einhalt gebieten werde, daß — ehe die Bewaffnungssteigerung bis zur Selbstvernichtung aller Völker geführt — die Völker einmütig und freiwillig ihre Zuflucht zur Entwaffnung nähmen.

Die allgemeine Vernunft — wer auf diese seine Hoffnungen setzte, der hoffte freilich auf schwacher Grundlage. Und doch, und doch! . . . Unter dem dünnen Blätterwerk der vieltausendjährigen Unvernunft sproßten die Triebe klarerer Erkenntnis gar gewaltig nach; täglich sich verbreitend, stündlich sich kräftigend, wuchs die Idee des Völkerfriedens empor und ringsum das Kriegsgerät: Herbstlaub im April.

Was die Unglücksprofeten schauernd kommen sahen, das übertraf an gigantischem Schrecken alle bisher stattgehabten

Greuel in demselben Maße, als die vorhandenen und noch zu erfindenden Zerstörungswerkzeuge die Keule übertrafen, mit welcher ein Kain seinen Bruder erschlagen haben mochte. In einem künftigen europäischen Krieg konnte das gleiche Quantum von Tötung, Verwüstung und Verwilderung aufgehäuft werden, wie solche in hundert Schlachten des Altertums nicht enthalten waren. Der zurückgelegte Fortschritt hatte nicht nur die Zerstörungsmacht vertausendfacht, auch das zu zerstörende war tausendmal wertvoller geworden, daher auch der Schaden ebensoviel größer. Die beschleunigte, unabsehbare Verbesserung und Verstärkung, die in Riesendimensionen sich bethätigende technische Entwicklung, welche, auf das Ziel der Güter- und Glücksvermehrung gerichtet, zu solch herrlichen Erfolgen führen konnte, wie mußte die, auf das Prinzip der Zerstörung angewendet, zu ebenso unabsehbaren Riesenresultaten des Unglücks führen! . . . Millionen Streiter gehen aufeinander los und auf weite, immer weitere Entfernung beginnt schon der Kampf. Statt des Speers, der eine kleine Strecke weit fliegt, statt der späteren Flintenkugel, die auf einige hundert Schritte den Gegner traf, sausen jetzt die todbringenden Bomben in Meilenweite durch den Raum; noch lange, ehe die beiden Gegner einander sehen können, bedeckt die Vorhut schon das Feld. Wann und wie soll die Entscheidung eintreten? „Bis der eine oder der andere Teil vernichtet, oder so geschwächt ist, daß er den Kampf aufgibt.“ Das war in früherer Zeit die Antwort auf diese Frage. Jetzt wird von beiden Seiten gleich mächtig gewütet. Die Schwächung hält gleichen Schritt. Hunderttausende sind gefallen, aber neue Hunderttausende rücken nach und man ist der Entscheidung um keinen Schritt näher. Ein geschlagenes, fliehendes Heer? Das giebt es nicht mehr; denn es sind keine Heere da, die ausgeschiedt wurden, es sind ja die Völker, die ganzen Völker selber. Um eines Streifen Landes willen sind sie aufeinander losgezogen; dabei wird aber das ganze Land verwüstet — auf beiden Seiten entvölkert und verheert. Alle Saaten zerstampft, alle Arbeit eingestellt, alle häuslichen Herde umgeworfen, nur Ein Schrei des Schmerzes von Grenze zu

Grenze — und noch immer keine Entscheidung. Jedes Dorf eine Brandstätte, jede Stadt ein Trümmerhaufen, jedes Feld ein Leichenfeld und noch immer tobt der Kampf: unter den Meereswellen schießen die Torpedoboote, um mächtige Dampfer in den Grund zu ziehen, in die Wolken steigen bewaffnete und bemannte Luftschiffe einer zweiten äronautischen Truppe entgegen und aus tausend Meter Höhe schneien verstümmelte Krieger als blutende Flocken herab — Minen werden angezündet und Brücken samt ihrer Menschen-, Pferd- und Wagenfracht stürzen in die Fluten, Pulvermagazine fliegen in die Luft, lange Waggonzüge entgleisen, Lazarette brennen lichterloh und immer noch ist nichts entschieden . . . Heer, Reserve, Landsturm — die Greise, die Kinder, die Weiber — eines nach dem anderen ist hingemordet; was noch lebt, das wird der Hungersnot, der unausbleiblichen Seuche zur Beute und der Krieg ist aus — entschieden ist er aber nicht.

Das war — ich überlasse es Ihrer Einbildungskraft, diese mit flüchtigen Zügen entworfene Skizze in fatter Blutfarbe auszumalen — das war in den Augen düsterer Vorwärtsschauer der nächste, große, letzte Krieg des zivilisierten Europa.

Die ungeheuerliche Größe des bevorstehenden Kampfes — eine Größe, die sich auf Grund der vorhandenen und in stetigem Wachsen begriffenen Kämpferzahl und Waffentechnik mit mathematischer Sicherheit bestimmen ließ — hätte eine gewisse Bewunderung und Genugthuung einflößen können, wenn in gleichem Maße auch die anderen Voraussetzungen der Kriegführung zugenommen hätten, wenn Kampfwut und -Eust ebenso gestiegen wären, wie die Kampfgelegenheit, wenn der Wert des Menschenlebens in der Schätzung der Einzelnen ebenso abgenommen hätte, wie in den Materialberechnungen der Heeresverwaltung; wenn endlich der zu erlangende Kriegsgewinn ebenso überwältigend angewachsen wäre wie die einzusetzenden Verluste. Von alledem war aber das Gegenteil der Fall. Haß und Kampflust wichen der stetig sich verbreitenden und milder werdenden Gesittung, der Wert des Lebens stieg mit

der Verschönerung und der Erleichterung, welche ihm durch die Fortschritte auf allen Gebieten gesichert wurden; und was schließlich die Vorteile des möglichen Sieges betraf: ein Stückchen Territorium, oder ein Haufen Festungssteine, oder der ganz und gar illusorische „Ruhm“, oder die Machterhöhung einer Dynastie — so gerieten diese an Bereicherungs- und Beglückungsgewalt nicht zunahmsfähigen Dinge in immer größeren Abstand zu den bis zur äußersten Grenze anschwellenden Opfern, welche sie erheischten.

Nachdem diese Einsicht sich allmählig fast aller Geister zu bemächtigen begonnen — man kann aus jener Zeit keines namhaften Denkers, Dichters oder Gelehrten Buch aufschlagen, das nicht ein verdammendes Urteil über den Krieg enthielte: Radenhausen, Büchner, Carneri, Dodel-Port, Häckel u. A., um nur ein paar deutsche Wissenschaftler zu nennen; nachdem auch fast jeder einzelne Mensch — ob Zivil oder Militär — ob Mann oder Frau — nur noch mit Abscheu auf den Völkermord zu blicken sich gewöhnte; nachdem selbst siegreiche Feldherren und Prinzen, wie z. B. Deutschlands nachmaliger Kaiser Friedrich III., offen sagten: „Die Blutarbeit ist mir verhaßt“; und nachdem sogar jene Interessengruppen, die im Innern für den Krieg eingenommen waren — nämlich Regierungs- und Militärbehörden — ihre Forderungen nicht mehr anders vorbringen konnten, als indem sie Friedenswünsche kundgaben und ihre Heeresvergrößerungen und Rüstungsvorkehrungen immer nur angeblich zur Vermeidung des Krieges durchsetzten, so mußte natürlich auch eine Klasse von Zukunftssehern sich bilden, die eine Abschaffung des — trotz seiner Herrschaft — allgemein verpönten Zustandes zu erleben hofften und die zugleich thatkräftig eintraten, um diese Abschaffung herbeizuführen.

Die praktischen Vorschläge hierzu waren von der einfachsten Art — das reine Columbus-Ei. Nur wer im Herzen die Beibehaltung der Barbarei wünschte, wer mit seinem „Si vis pacem“ gleichnerisch log, der konnte sich gegen die leichte Ausführbarkeit des sichergestellten, dauernden Völkerfriedens verschließen. Mit zwei Worten:

An Stelle der Gewalt das Recht — das heißt: an Stelle der nationalen Selbstjustiz das internationale Schiedsgericht.

Ich will das Programm der Vereine vorlegen, die sich der Erreichung dieses Zieles widmeten. Sie werden natürlich nicht den Irrtum teilen, in welchen die Zeitgenossen solchen Bestrebungen gegenüber zumeist verfielen, indem sie glaubten, die paar Schwärmer hätten sich zusammengethan, um selber als Schiedsrichter über alle Streitigkeiten der Völker sich einzusetzen, um durch ihr persönliches Zureden sämtliche Regierungen zur Entwaffnung zu bewegen. Das wäre freilich eine lächerliche Anmaßung gewesen, und da man dieselbe den Friedensbündlern zumutete, so zuckte man zu ihren Vorschlägen mittheilunglos mit den Achseln und wollte davon nichts hören. „Phantastische, eitle Träume,“ hieß es da, „Humanitätsdusel,“ „Sittlich ja recht hochstehende, aber praktisch undurchführbare fromme Wünsche“ und was dergleichen geringschätzige Bezeichnungen mehr sind, wie dieselben seit jeher einer großen, weltumwandelnden Bewegung von Seiten der blinden Menge gespendet wurden. Wie haben wohl einst die Römer achselzuckend auf das Treiben der zwölf jüdischen Männer geblickt, welche ihres Meisters von Nazareth Lehren zu verbreiten suchten? Wenn wir heute solche geschichtliche Beispiele anführen, so können wir neben den zwölf Aposteln auch u. A. die Gründer der im Maschinenalter entstandenen Liga des Friedens heranziehen. Zuerst schlossen sich ihnen nur einige Hunderte an — dann konnten Tausende folgen, dann Millionen und der Grundgedanke war zum Siege gelangt.

Im Anfang ging die Anschließung freilich nur langsam von statten, nicht, weil es an Gleichdenkenden fehlte, sondern weil diese von der Existenz der Vereinigung nichts wußten. Die großen politischen Blätter, vielfach im Sold oder doch in moralischer Abhängigkeit der jeweilig auf der Kriegsordnung ruhenden Staatsgewalten, konnten oder wollten von der Bewegung keine Notiz nehmen; und so blieben Massen von Gesinnungsgenossen in Unkenntnis darüber, daß ein Kern bereits

gebildet war, der durch ihren Anschluß zu überwältigender Größe hätte anwachsen können. Die Einzelnen, welche eine der offiziellen Meinung entgegengesetzte Meinung hegen, glauben immer, daß sie die Einzigen seien. Wenn nur alle gegenseitig sich kennten, sich zählten — so würde oft zu Aller Staunen sich herausstellen, daß die offizielle sogenannte „allgemeine“ Meinung eigentlich nur mehr von Vereinzeltten gehegt wird, und daß die gegenteilige Meinung thatsächlich schon lang die wirklich allgemeine war. Hätte zu jener Zeit, wo doch ganz Europa in Waffen starrete, wo jeder Mann Soldat war, wo keiner sein Leben sein eigen nennen durfte, wo alles Geld in die Kriegskassen, alle Jugendkraft auf die Übungsplätze floß, hätte da eine Volksabstimmung stattgefunden, es wäre nur Ein Ruf „von Fels zu Meer“ erschallt, der Ruf: Friede. Die paar Revanche-Schreier und Chauvinisten, welche zugleich ihre Stimmen abgegeben hätten, wären mächtig übertönt worden. So aber schriegen eben nur diese so laut sie konnten und ihre aufdringlichen Kundgebungen wurden von der Presse ausposaunt, während die anderen, welche da glaubten, Unerreichbares zu wünschen und mit ihren Wünschen vereinzelt zu sein, schüchtern stille schwiegen.

Hier, meine Zuhörer, lege ich Ihnen zwei Urkunden vor, aus welchen sich entnehmen läßt, wie lebhaft und klar in jener Glanzzeit des Militarismus der Friedensgedanke bereits gefaßt war und wie derselbe in einer weit verzweigten Vereinigung schon Gestalt angenommen hatte.

Urkunde Nummer eins: Übersicht der Zweigvereine, welche die in London gegründete „Internationale Schiedsgerichts- und Friedensgesellschaft“ in der übrigen Welt besaß.

Hauptsitz: London, 40 und 41 Outer Temple, Strand.

Präsident: Hodgson Pratt. Vizepräsidenten:

Duke of Westminster. Earl of Ripon. Marquis of Derby.

Bishop of Durham u. A.

Franreich. Le comité de la fédération internationale de la paix. Président: Hippolyte Destrem. Paris, Rue de Châteaudun 39.

- Deutschland. Württembergischer Zweigverein. Vorsitzender:
Fr. v. Hellwald.
Frankfurt. Vorsitzender: Lates.
Darmstadt. Vorsitzender: Regierungsrath
Dr. Bir.
Berlin. Provisorisches Komite. Vorsitzender:
Professor Virchow.
- Italien. Roma. Associazione per l'arbitrato e la pace tra
le nazioni. Presidente: S. E. Ruggiero Bonghi.
Milano. Unione lombarda per la pace. Presi-
dente: professore Viganò.
- Ungarn. Das ungarische Komite. Sekretäre: Moriz Blaf,
Dr. Aurel Szilaggi, Armand Sasvari, Budapest.
- Norwegen. Nordisk Forening mod Krig. Christiania.
Präsident: Boller Konotw, Mitglied des Northing.
- Schweden. Mellanfolkliga Freds. Stockholm. Präsident:
Adelskjöld, Senator. (Veröffentlicht eine Monats-
schrift: „Fredsvannen“).
- Dänemark. Forening til Denmark's Neutralisering.
- Vereinigte Staaten von Amerika. The pacific coast
arbitration. Kalifornien.

Außer dieser Vereinigung finden wir im Maschinenalter eine zweite solche, die sich „Internationale Liga des Friedens und der Freiheit“ nannte, und welche, ebenfalls in der halben Welt Filialen besitzend, ihren Hauptsitz in Genf hatte.

Eine Liste der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehenden Friedensgesellschaften wies im Jahre 1886 die Zahl von 36 Vereinen auf, dessen ältester der in Philadelphia 1816 gegründet war.

In Europa war es namentlich Italien, in welchem die Friedensbewegung die regsten Fortschritte machte.

Urkunde Nummer zwei. Das ist ein Aufruf, welchen die Londoner Gesellschaft für Propaganda auf dem Kontinent zu Grunde gelegt hat. Derselbe lautet im Auszug:

An alle diejenigen, welche den internationalen Frieden
wollen.

Vor Kurzem hat ein Mitglied des englischen Ministeriums gesagt, das größte Interesse Englands sei der Friede. Könnte man dasselbe nicht von jedem zivilisierten Lande sagen?

Die internationalen politischen Ereignisse in der zivilisierten Welt erregen bei ihrem Ausblick gegenwärtig nicht weniger Staunen als Bedenken.

In der That, welches ist die jetzige Lage der europäischen Völker?

Einerseits wünschen die Menschen jeden Ranges und jeglicher Meinung den Fortschritt, das allgemeine Wohl, und das Glück der Menschheit und das Ziel aller Anstrengungen der Männer der Wissenschaft, der aufgeklärten Schriftsteller und Denker gipfelt in der Verwirklichung dieses Fortschrittes und Wohlstandes.

Andererseits aber werden im Widerspruch zu diesen Anstrengungen die Früchte der Industrie und des Fleißes ohne Unterlaß zu Gunsten kriegerischer Zwecke geopfert und diese Opferung hat die Wirkung, jeglichen Fortschritt aufzuhalten und zu verhindern.

Wäre jetzt nicht, am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts, die Zeit gekommen, wo alle Menschen sich darüber besprechen und verständigen sollten, dieser Thorheit und schrecklichen Plage, die nur durch das Einverständnis und die Anstrengungen aller Menschen beseitigt werden kann, ein Ende zu machen?

Der Mensch hat die Gefahr geschaffen; an ihm ist es, dieselbe zu verhüten. Wie aber zu diesem Resultate gelangen?

Durch die unwiderstehliche Gewalt einer hinreichend unterrichteten und energisch organisierten öffentlichen Meinung.

Das Mittel, um zu gleicher Zeit zu dieser Vorbereitung und zu dieser Organisation zu gelangen, besteht darin, eine große, in allen beträchtlichen Städten Europas verzweigte Liga zu bilden.

Jede dieser nationalen Abteilungen, wie groß auch immer die Anzahl ihrer Mitglieder sein mag, ist durch die einfache Thatfache, daß alle gewillt sind, für den gemeinsamen Zweck zu handeln, konstituiert.

Schon eine in einem Privathause gehaltene Versammlung, ohne Aufruf an das Publikum, kann als Gründung einer solchen Abteilung betrachtet werden. Es genügt, daß ein Schriftführer ernannt und der Beschluß gefaßt werde, sich mindestens einmal monatlich zu versammeln, um die Fortschritte des Vereins zu bekunden und sich mit den Mitteln der Verbreitung zu befassen.

Sobald eine Abtheilung von dem Zentralkomitee in London anerkannt sein wird, gehört sie zur Association.

Die Presse, die Kanzel und alle Rednertribünen können dienlich sein, die Friedensidee zu verbreiten.

Auf diese Art wird ein Druck auf die Parlamente und auf die Regierungen ausgeübt; dieselben werden dadurch gezwungen, alle Mittel zu erforschen, um den Anforderungen der Bevölkerungen zu entsprechen, die darin einig sind, daß sie eine Abhilfe gegen das monströse Übel verlangen, welches man den Krieg nennt.

Diese Abhilfe besteht darin, alle Streitigkeiten, die sich zwischen verschiedenen Nationen erheben können, Schiedsgerichten zu unterwerfen.

Die Geschichte der letzten Jahre zeigt, durch stets sich mehrende Beispiele, daß streitige Fragen, die dem Anschein nach den Krieg zur Folge haben mußten, in solcher Weise auf gütlichem Wege beigelegt werden konnten.

Selbst die vom Schiedsgericht verurteilte Partei zieht Nutzen aus dem Urteil, welches gegen sie ergeht. Sie spart nicht nur die Opfer an Menschenleben und Geld, welche die Folgen jedes, sogar siegreichen Krieges sind, sondern sie entgeht auch der Gefahr eines neuen Krieges, die oft nach dem Frieden noch bestehen bleibt. Dadurch werden auch die unzähligen Verluste verhütet, welche eine solche Gefahr für Handel und Industrie herbeiführt.

Sind einmal die Nationen von der Furcht vor gegenseitiger Vernichtung befreit, so werden sie bald begreifen, welche Solidarität zwischen dem Wohlstand jeder derselben besteht, und einsehen, wie viel das Glück der einen zu demjenigen der anderen beiträgt.

Die Milliarden, die man gegenwärtig zur Aufrechterhaltung des Kriegsfußes hingiebt, werden unverzüglich zum Ankauf der Erzeugnisse der befreundeten Nationen verwendet. Der Begehr nach Handarbeit wird dadurch gesteigert, die Lage der Handwerkerklasse verbessert, indem dieselbe von dem Zwang der obligatorischen Militärpflicht befreit wird. Andere ersparten Milliarden werden in Anstalten allgemeinen Interesses hinterlegt und dadurch Wissenschaft und Industrie dem Fortschritt des öffentlichen Wohlstandes zur Verfügung gestellt. Unwissenheit und Elend, diese beiden so großen Gefahren für die moderne Gesellschaft, werden in solcher Weise dem Aufschwunge der Nationen weichen müssen. Überall werden Fortschritt, Glück und Einigkeit Hand in Hand gehen. Und endlich wird man die Verheißungen von Brüderlichkeit, welche die Hoffnungen der modernen Welt bilden, sich erfüllen sehen.

Diese Gesinnungen und diese Ideen greifen täglich mehr in allen Schichten der Gesellschaft um sich, selbst unter Personen, die entgegengesetzten politischen Parteien angehören.

Um zu einem ernstlichen Resultate zu gelangen, erwarten sie nur den günstigen Augenblick und namentlich die Organisation einer Gewalt, unter deren Schutz sie sich stellen können.

Endlich ist die weiße Fahne entfaltet, welche als Inschrift die göttlichen Worte trägt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Die weiße Fahne! Wer — wer, der dieses Banner aufgepflanzt gesehen hätte, würde sich besonnen haben, ihm zu folgen — wer hätte da die schwarze Fahne des millionenfachen Todes-Herolds Krieg nicht abgeschworen? Aber daran lag es eben: das von Hodgson Pratt und seinen Anhängern ge-

schwungene Fähulein, zur Zeit, von der ich Ihnen spreche, sah es eigentlich noch niemand. In dem Dinge, „Öffentlichkeit“ genannt, verschwinden so ein paar hundert — auch ein paar tausend — Menschen, wie ebenso viele Tropfen Carminfarbe in einem Binnenmeer. Andererseits: man weiß ja, welche Vermehrungskraft allen lebensfähigen — ob stofflichen oder geistigen — Gebilden innewohnt; darum verzagten die Träger der weißen Fahne nicht. Wenn ihren tausend Nachfolgern je wieder tausend nachgezogen wären und dies so fort, so konnte, bei beschleunigter Progression, bald ganz Europa und ganz Amerika sich angeschlossen haben und der Schreckens-Moloch war überwunden. Ihre Sache war die allein gerechte, die allein glücksfördernde, die allein vernünftige: sie mußte siegen. Gerade so wie einige Jahre früher von einigen Privatpersonen — eigentlich von einer: dem Genfer Patrizier Dumant — die Idee zur Konvention des rothen Kreuzes ausgegangen. Welche Regierung konnte sich wohl auf die Länge widersetzen — wenn durch die Volksvertretung energisch dazu aufgefordert —, Delegationen zu einem Kongreß der weißen Fahne zu entsenden?

Aber nochmals andererseits: — und diesen Zweifel konnten auch die überzeugtesten Friedensgläubigen nicht unterdrücken — was sollte mit all' dem aufgehäuften Völkerhaß, mit all' dem jahrtausendlang vererbten Kriegsgeist, mit den Racheschwüren, mit den Pulvertonnen, mit den Krupp'schen Fabrikaten — was mit dem ganzen angesammelten Zündstoff anderes geschehen als — losgehen? Dieser Zweifel hinderte die Wackeren jedoch nicht, für ihre Idee rastlos fortzuwirken. Sollte dieselbe auch nicht rechtzeitig zu genügend gewaltiger Höhe emporspringen, um den Ausbruch des Unglückes zu verhüten — es mußte mindestens versucht werden. Und weder die ausgestreute Saat, noch die Pflugarbeit ginge ganz verloren: nach der Katastrophe — wenn dieselbe schon unvermeidlich war — würde die Ernte dennoch reifen.

Wir können uns jetzt nachträglich sehr gut in den Eifer hineindenken, der jene Friedensbündler befeelte. Dieselben waren schon ganz von der Ansicht durchdrungen, welche wir

gegenwärtig alle über jene Frage hegen und die Durchführung ihrer Pläne erschien ihnen als ein so riesengroßes Rettungswerk, daß sie nicht anders konnten, als ihre ganze Kraft daran einsetzen. Was war die Fahne des rothen Kreuzes gegen die weiße des Friedens? Von einer Anzahl Verwundeter einen kleinen Bruchteil heilen, das war der ersteren möglich — aber von den Opfern eines kommenden Krieges alle Verarmten wieder reich, alle Erkrankten gesund, alle Toten lebendig machen: das vermochte die zweite, indem sie einfach den kommenden Krieg selber aufhob. Das war etwas ausgiebiger als Charpiezupfen. Ich trage hiermit ein Hoch auf das Andenken Hodgson Pratts an.

Ich wußte wohl, daß Sie einstimmen würden. Zwar ist es nicht mehr unsere Gewohnheit, eine stattgehabte Kulturumwälzung auf das Werk einer Person zurückzuführen, möge dieselbe auch noch so auffällig bei der betreffenden Bewegung beteiligt gewesen sein. Wir wissen, daß es der Mitwirkung des Zeitgeistes und des Zusammenwirkens von tausend Umständen bedarf, um eine Idee, eine Lehre, eine Umwälzung — die sich später an den Namen Einer Person knüpfen wird — verwirklichen zu lassen. Dennoch erkennen wir gerne an, wie hoch die Verdienste einzelner Menschen sind, welche trotz der großen, undurchdringlich scheinenden Mauer der öffentlichen Gleichgiltigkeit, trotz des billigen Spottes, der die Verfechter eines neuen Gedankens zu treffen pflegte, im Dienste ihrer Überzeugung thatkräftig ausharrten.

Ja, der Spott, das war eine der schlimmsten Formen des Widerstandes, welche der status quo, der mächtige, gewohnheitsgeheiligte status quo, dem Fortschritt stets geleistet hat. Nur der Blick in die Zukunft — eine selber nicht mehr zu erlebende Zukunft — war es, welcher den Streuern von Gedankenfaaten die nötige Standhaftigkeit verleihen konnte. Wenn sie das Kommende mit dem Vergangenen verglichen, pflegten sie Gegenüberstellungen zu machen, die sie mit froher Zuversicht erfüllten. Zum Beispiel so:

Gestern.

Die Gewalt als Recht.

Lebensregel: so handeln, als ob man im Sterben wäre.

Wissenschaft: Quacksalberei, Alchemie u. dgl., d. h. verlorene Segelrichtung.

Der Mensch als Lasttier.

Morgen.

Das Recht als Gewalt.

Handlungsregel: so leben, als wäre man unsterblich.

Neue Wissenschaft: Unfehlbare Orientirung.

Das Lasttier von der Menschlichkeit nicht ausgeschlossen.

Das ließe sich noch seitenlang so fortsetzen. Doch lassen Sie uns das zuletzt mit Bezug auf das Lasttier Gesagte betrachten. In der That ja: im Maschinenalter sieht man schon die Anfänge dieses Begriffes hervortreten: das Recht des Tieres. Die Rohheit gegen das stumme Mitgeschöpf hört auf, straflos zu sein. Jede Tierquälerei verfällt der moralischen Verachtung und auch dem Gesetz. Freilich auch das wären nur Anfänge; auch da mußte der Vorausdenker sich mit der Zukunft trösten und mit Abscheu vor der Gewissenlosigkeit sich abwenden, welche die rohen Massen noch allenthalben in der Behandlung der Tiere an den Tag legten. Die absolut schmerz- und angstlose Tötung des Schlachtviehes war noch nicht zur unumgänglichen Pflicht erhoben. Hetzjagden — nämlich die stundenlang währende Todesfurcht eines verzweifelt dahinrasenden, endlich erschöpft und bitter weinend zusammenbrechenden edlen Wildes — galten für ein aristokratisches Vergnügen; die Schlachtungsfeite auf dem Dorfe waren nur gelungen, wenn das Opfer so lang und so jämmerlich als möglich schrie; und man scheute sich nicht vor der Familie, Mastgeflügel wochenlang durch Überfütterung und Durst, Krummschließen und Federrupfen zu quälen, um daraus Gaumengenüsse und Geldgewinne zu erzielen, die mit den auferlegten Foltern in gar keinem entschuldbaren Verhältnis standen. Noch ärgere Greuel barg die Anwendung der Vivisektion. Freilich: die Leute glaubten, der Abstand zwischen ihnen und den armen, wehrlosen Geschöpfen sei so groß, daß eine Abwägung der beiderseitigen Interessen und Rechte gar nicht denkbar, ja eine Beleidigung der Menschenwürde, eine Sünde wäre — und auf je niedrigerer Stufe der Mensch in ethischer Beziehung stand, desto höher hielt er sich

über jedes Mitgefühl für Tiere erhaben. Im Altertum dünkte sich der Freie auch von den Sklaven so weit entrückt. Durch das Leiden eines Sklaven sich rühren lassen? Welcher Einfall! Seine Qual auch nur in die Waagschale legen gegen die Vorteile oder Genüsse seines Herrn — welche Vermessenheit! Die Sklaven eines gemordeten Herrn wurden sämtlich zu grausamem Tode verurteilt; es war vielleicht nur einer — vielleicht keiner — schuldig, gleichviel: besser es starben alle Unschuldigen mit, als daß etwa der Riesenfrevler ungestraft blieb. Der ältere Cato bekannte sich zu der klugen Wirtschaftsregel, seine Sklaven so behandelt zu haben, daß sie — durch Überanstrengung und Unterfütterung — nicht alt werden konnten. Für die Zirkusarena wurden Kriegsgefangene zu Tausenden den Fleischhackern verkauft und viele wurden schon während der Proben zu den Volksbelustigungen geschlachtet, um die Lehrlinge zu unterweisen. Die Ersten, welche gegen solche grausame Behandlung der Sklaven, gegen deren Rechtlosigkeit Einwand erhoben, hatten wohl ebenso schweren Stand und stießen auf den gleichen Spott, wie die ersten Tierschutzvereine des Maschinenalters.

Die Grausamkeit — uns klingt das Wort so fossil, auch haben wir in unserer modernen Sprache kein rechtes Äquivalent dafür — die Grausamkeit war damals noch lange nicht ausgestorben. Wie anders wäre es wohl möglich gewesen? Das ganze überkommene Erbe von Tierheit, Wildheit und Barbarei haftete der Menschheit (nur wenige Exemplare hatten sich schon zur Vollmenschlichkeit empordifferenziert) noch merklich an und so sehr schon das Streben nach Gemütsveredlung sich allenthalben als Kulturförderung aufzudrängen schien, so wenig konnte dasselbe noch thatsächlich verwirklicht werden inmitten von Einrichtungen, die auf Grundlage der Gemütsrohheit ruhten. Da, wo noch von staatswegen jedem Manne die Pflicht auferlegt und anerzogen werden mußte, jederzeit freudig bereit zu sein, auf andere Geschöpfe derselben Gattung mit Mordinstrumenten vernichtend loszugehen, durfte das Moment des Mitleids, der Sanftmut und der Milde dem aufwachsenden Geschlechte nicht erziehlich beigebracht werden. Wenigstens nicht

als allgemein gültig — höchstens in der Katechismusstunde so nebenher — unter dem Vorbehalt, durch den Ruf des Kriegsherrn sofort außer Wirksamkeit gebracht zu sein. Je weiter zurück man in der Geschichte blättert, desto tiefer steht das Mitleid angeschrieben. Seneca (*De Clementia* II, 6, 7) sagt, daß Mitleid nur für Weiber oder Männer von krankhaftem Gemüte passe. Zu weinen, wenn man die Angstthänen anderer sieht, das ist eine Anwandlung, verwandt mit der nervösen Schwäche, welche manche Leute zwingt zu lachen, wenn sie andere lachen hören. Seneca setzte also nicht einmal voraus, daß die Mitweinenden zugleich noch mitlitten; er betrachtete ihr Gebahren nur als eine Nervenschwäche. Und das Wort Schwäche hatte einen gar verächtlichen Klang in jener Sprache, die für Tugend dieselbe Bezeichnung gebrauchte wie für Kraft; ein Beweis, daß zu Römerszeiten die Stärke für die edelste der Tugenden galt, während im Maschinenalter dieser Rang doch schon von einigen der Güte angewiesen wurde.

Unser höchstes ethisches Gesetz ist die Güte eigentlich nicht mehr. Dieselbe ist unter uns zu so normaler Selbstverständlichkeit gelangt, daß kein Dichter heutzutage uns mehr die Mahnung zuriefe: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“; ebenso wenig als es Goethe eingefallen wäre, seinen Zeitgenossen einzuprägen: „Aufrecht gehe der Mensch.“

Was ein Haupttugenderfordernis bei uns abgiebt, was unsere Gesetzgebung bei Androhung der härtesten (was wir hart nennen) Strafen erheischt, davor hatte das Maschinenalter noch durchaus keinen ordentlichen Respekt — nämlich Wahrhaftigkeit. Wir kennen nichts verabscheuungswerteres, nichts gefährlicheres, verfolgungswürdigeres, als die Lüge und den Irrtum. Damals hingegen — im *secolo tartufo*, wie der poetische Denker Mantegazza sein Zeitalter nannte — genossen die beiden, wo nicht Ansehen, so doch Schonung. Das Ding, „öffentliche Wahrhaftigkeit“ benannt, welches wir von staatswegen hüten und schützen, gerade so wie die damaligen Behörden die öffentliche Sicherheit und die sogenannte öffentliche Sittlichkeit hüteten — das kannten jene noch nicht. Daß die

Einzelnen nicht lügen sollen und daß Irrtum zu vermeiden sei, gaben sie wohl zu; aber es war keine öffentliche Gewalt da, diese Vergehen gegen die Wahrhaftigkeit zu ahnden und was die öffentliche Meinung anbelangt, so war sie gegen alle Irrtümer und alle konventionellen Lügen voll höflicher Rücksichten.

„Jede aufrichtige Meinung verdient Achtung“ war damals ein ganz geläufiger Satz. Also ob falsch oder richtig, das blieb sich gleich — nur aufrichtig mußte die Überzeugung sein. Man über sah, daß bei einer solchen, falls sie auf Irrtum beruht, das einzige, was allenfalls achtungswert sein konnte, die Aufrichtigkeit war, nicht aber die Überzeugung. Diese — nach unseren Begriffen — verdient nicht nur kein solches ehrerbietiges Gewährenlassen, sondern ist verächtlich und verdammenswert. Daß jener Satz aufrechterhalten werden konnte, beweist uns, daß noch auf sehr vielen Feldern Unsicherheit, tappendes Geratewohl-Denken herrschte, denn auf jenen Gebieten, wo man zu einiger Gewißheit gelangt war, da war die Achtung vor dem möglichen Irrtum ausgeschlossen. In der Rechnungsführung der Kaufmannsbücher, in den Messungen der Ingenieurarbeiten, in der Lenkung der Schifffahrt, da hatte nur das auf Anerkennung Anspruch, was vor allem richtig war; da würde man bei Beurteilung einer falschen Addition, oder eines unmöglichen Tracé, oder eines geraden Lossteuerns auf Klippen nach der Aufrichtigkeit der Beteiligten wenig gefragt haben. Ebenso in Sachen des positiven Wissens: wenn Einer noch so ehrlich von der Überzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß ein in die Luft geschleudertes schwerer Körper nicht herabfällt, daß Napoleon I. ein Schwede war und daß Katzen gehörnte Reptilien seien, so hätte diese Meinung niemand Achtung eingeflößt. Das Feld, auf welchem das Ansehen der einander widersprechenden, aller Beweisfähigkeit ermangelnder Ansichten am unbestrittensten gedieh, das war dasjenige der Politik — ein Beweis, daß letzterer durchaus noch keine wissenschaftliche Sicherheit zu Grunde lag. Hier konnte der ungeheuerlichste Widersinn — wenn er aufrichtig und überzeugungstreu sich kundgab — auf allgemeine Rücksichtnahme

rechnen. Ebenso in betreff religiöser und philosophischer Ansichten; auch diesen war ein Freibrief erteilt, der ihnen für ihre absonderlichsten Richtungen respektvolles Geltenlassen sicherte. Manche der uns erhalten gebliebenen Debatten klingen uns, wenn man die politischen Äußerungen ins Arithmetische übersezt — ungefähr so:

A. Wenn man 3 mit 4 multipliziert, so ergiebt dies meiner festen Überzeugung nach 48. Daraus folgt, daß 100 gleich 74 ist, und ich stelle daher den Antrag —

B. (einfallend). Bei aller Achtung vor der Meinung meines geehrten Vorredners, möchte ich doch thatsächlich berichtigen, daß nach meiner langjährigen praktischen Erfahrung 5 nicht anders dividiert werden kann als durch 17 . . .

Wir halten uns die Ohren zu: „Können denn die Leute nicht rechnen?“ rufen wir entsezt. — Nein, denn sie wissen nicht, daß Zahlen ein unverrückbares Verhältnis haben.

So geschah es, daß von den Rednertribünen, von den Kanzeln, von den Lehrstühlen oft die schädlichsten Gesetze, die verdrehtesten Dogmen, die gefährlichsten Theorien ausgehen durften, denn Niemand war da, über die öffentliche Wahrheit zu wachen, während das Ausklopfen eines Teppichs oder das Ausleeren eines Gefäßes zum Fenster hinaus durch die Organe der öffentlichen Sicherheit streng verhütet wurde. Schriften erotischen Inhalts wurden der öffentlichen Sittlichkeit halber auch schnellstens unterdrückt und deren Verfasser mit Strafen belegt, aber keine öffentliche Wahrhaftigkeitsbehörde gab es, in deren Namen Traumbücher oder ähnliche Lügenlitteratur konfisziert worden wäre.

Auch das Ehrgefühl der Denkpflcht, welches bei uns so kitzlich ist, daß uns nichts so sehr beleidigen kann als die Zumutung, etwas unlogisches behauptet zu haben, war damals noch nicht entwickelt. Das Gesetz der Ursächlichkeit hielt man nicht heilig. Während bei uns ein Wort wie z. B. „verschreien“ als eine Lästerung erschiene, konnten es jene ohne Entrüstung hören. Welche freche Verneinung der Causalität ist es doch,

wenn man von einem Ausspruch eine Wirkung auf ein damit gar nicht zusammenhängendes Ereignis voraussetzt: „Die Ernte steht sehr schön — aber ich darf es nicht verschreien.“ In solchem Satze wird nicht nur der Ursächlichkeit Hohn gesprochen, es klingt darin auch noch etwas von dem Glauben an neidische Götter nach, welche nichts eiligeres zu thun haben, als ein Ding, über das sich die Menschen freuen, böshaft zu vernichten.

Die Denkregeln, welche uns mit dem gleichen Nachdruck eingeschärft werden, wie den damaligen Gebildeten die Sitten- und Anstandsregeln, und gegen welche zu verstoßen, uns als die unglaublichste Rohheit erschiene, die verletzten jene unaufhörlich. Man ließ ganz gut zwei Dinge nebeneinander gelten (z. B. Glaube an Bestimmung und an die Wirksamkeit des Gebetes), welche die Probe des „Entweder-oder“ nicht bestehen konnten. Sie vermieden es eben — die unehrlichen Denker — diese Probe anzustellen, so wie unehrliche Kaufleute den Gebrauch der Wage vermeiden. Induktion aus unzureichenden Thatfachen, Schlüsse aus dem zufälligen Zusammentreffen zweier unzusammenhängender Geschehnisse, Nachlässigkeit in der Abschätzung von Beweisgründen, absichtliches Verschweigen von Gegeninstanzen — gegen alle diese Vergehen sträubte sich dasjenige noch nicht, was wir unser logisches Gewissen nennen. Das Versündigen gegen Wahrheit und Klarheit war ganz gang und gäbe und erschien nicht einmal als Sünde. So ändern sich die Begriffe von gut und böse. Uns giebt es nichts schmälicheres, nichts frevelhafteres, als die Unwahrheit in allen ihren Formen: Heuchelei, Wahnglaube, Denkfehler u. s. w. Jene hatten vor dem Wahn — auch dem als solchen erkannten — eine Art Bewunderung; sie sagten: „schöner Wahn, heilige Einfalt“; sie waren der Meinung, daß man Wahnbefangene, auch wenn man ihren Irrtum deutlich erkannte, nicht daraus aufschrecken solle — als ob nicht jeder Irrtum schließlich Unglück im Gefolge hätte, als ob nicht all unser irdisches Glück auf endlich erlangter richtiger Erkenntnis beruhte! Auch hierin blickten die Vorwärtsdenker vertrauend in die Zukunft. Im

Nebel des Ungewußten ringsumher sahen sie ein Morgenroth glimmen :

Wotan schwebt, der Gott des Lichtes,
 Zum Gefolg bekränzte Helden,
 Lichtverklärten Angesichtes . . .
 Zahlreich ist das Heer der Streiter,
 Täglich sich die Reihen mehren,
 Wo die Wahrheit steht im Kampfe,
 Flammen ihre blanken Wehren . . .
 Ihre Fahnen werden fliegen,
 Wo es dunkelt noch auf Erden,
 Weil die Geister Ruh' nicht finden,
 Bis befreit die Menschen werden
 Von dem Wahn und allen Fesseln,
 Die den Geist gebannt in Schranken.
 Forschend ruh'n und rasten nimmer
 Im Gehirne die Gedanken,
 Bis die gold'ne Zeit gekommen,
 Wo sich alle Rätsel lösen,
 Vor dem Sphinx im Menschenherzen,
 Vor dem Guten und dem Bösen . . .

(Heinrich v. Reder.)

Es ist ein merkwürdiger Zug der damaligen modernsten Dichtung, dieses Vorwärtsrichten des Dichterblickes, dieses Erkennen, daß eine Zeit der gewaltigen Wandlung gekommen sei. Noch waren zwar die Werke jener Sängerepögen allgemein beliebt und im Schwange, welche das Mittelalter verherrlichten; aber die wahrhaft stürmenden Geister — und diese sind es, welche sich das aufwachsende Geschlecht erobern sollten — die hatten mit der alten Weise gebrochen. Wo immer man ihre Dichtungen aufschlägt, findet man solche, die Größe der vorwärtstrebenden Zeit verkündenden Siegesweisen. Hier nur einige Proben:

O Freunde, hört ihr's wehen und rauschen,
 Wie's alle Deiche niederreißt?
 Dem heil'gen Brausen laßt uns lauschen,
 Horcht auf: das ist der neue Geist!

(Karl Henckell.)

Möge zum Tempel der Freiheit ein Stein,
 Zum Glück der Menschheit ein Sandkorn sein,
 Jedes Einzelnen That, der da selbstlos kämpft,
 Anstatt daß die Stimme des Jornes er dämpft,
 Die Zeit ist groß . . .

(John Henry Mackay.)

Car aujourd'hui celui-là seul est un poète
 Qui sait être un lutteur au bras vaillant et fort
 Et pour l'assaut sublime embouchant la trompette
 Des soldats du progrès vient seconder l'effort.

(Emile Chère. Les Océans.)

„Es ist gesagt worden (so sprach der unsterbliche, norwegische Dichter Henrik Ibsen bei einem ihm zu Ehren in Stockholm veranstalteten Festgelage), es ist gesagt worden, daß auch ich und zwar zu einem hervorragenden Teil mitgeholfen hätte, eine neue Zeit in diesen Landen zu schaffen. Ich glaube, daß die Zeit, in der wir jetzt leben, mit ebenso gutem Fug und Recht als ein Abschluß bezeichnet werden muß und daß daraus etwas neues im Begriffe ist, geboren zu werden. Ich glaube nämlich, daß die Lehre der Naturwissenschaft von der Evolution auch mit Bezug auf die geistigen Lebensfaktoren Giltigkeit besitzt. Ich glaube, daß in kürzester Frist eine Zeit anbrechen wird, da der politische Begriff und der soziale Begriff aufhören werden, in der jetzigen Form zu existieren, und daß dann aus beiden eine neue Einheit zusammenwachsen wird, die vorläufig die Bedingungen für das Glück der Menschheit in sich trägt. Ich glaube, daß Poesie, Philosophie und Religion zusammenschmelzen werden, zu einer neuen Kategorie und zu einer neuen Lebensmacht, von der wir Jetztlebenden übrigens noch keine klare Vorstellung haben können. Erlauben Sie mir ein Glas zu leeren auf das werdende, auf das kommende.“

Und so in allen Ländern und in allen Sprachen dieselbe Sprache, nämlich die des nach Vollmenschlichkeit ringenden neuen Geistes. Unter sämtlichen europäischen Völkern, so wie unter ihren Ablegern in den andern Weltteilen herrschte derselbe Fortschrittsdrang. Wenn ich in diesen Vorlesungen hauptsächlich der Vorgänge und Zustände der deutschen Lande gedachte, so geschah es, einmal, weil ich das alte Deutsch als Vortragssprache gewählt, und um unser Forschungsgebiet zu beschränken. Schon hier bin ich meines mangelhaften Ausblickes mir bewußt, auch auf diesem kleineren Felde ist mir sehr vieles ent-

gangen, was Ihrer Kenntnissnahme würdiger gewesen wäre als manches Mitgeteilte.

Die größte Berechtigung zu hoffnungsvollem und erwartungstolzem Ausblick in die kommende Zeit besaß das Maschinenalter eigentlich auf dem Gebiete, nach welchem wir es benennen: auf dem Gebiete der Maschinen, der technischen Erfindungen überhaupt. Hier war, wenn man von dem bereits Erreichten auf das noch Erreichbare schloß, kein Gedankenflug zu hoch. Welche Umwälzung hatte doch die Dampfkraft in das Leben gebracht und jetzt war man eben an der Schwelle neuer Umwälzungen, welche eine noch viel mächtiger und viel feiner wirkende Kraft — die Elektrizität — in Bereitschaft hielt. Die Erfindung der lenkbaren Ballons war nur mehr eine Frage der Zeit und die Möglichkeit von Flugapparaten war auch nicht ausgeschlossen. Mit der Eroberung der Luft konnte man auf das Fallen zahlreicher Schranken rechnen, oder sollten Schlagbäume und Zollstationen und Paß-Revisions-Bureaux in den Wolken errichtet werden? Möglich wäre das allerdings gewesen; nahm ja doch die alte Thorheit und die alte Barbarei immer schnell alle Errungenschaften des neuen Geistes für sich in Beschlag, wurden doch alle Fortschritte der Technik sogleich für Mord- und Vertilgungszwecke benützt . . . Aber gerade die unbegrenzte Zerstörungsmöglichkeit mußte der Zerstörungswut eine sichere Grenze setzen; den Friedensfreunden konnte man keine angenehmere Nachricht geben als die, daß eine neue Kanone erfunden worden, welche in fünf Minuten ein Regiment vertilgen könnte — so etwas würde die Stellung eines Regimentes-kommandanten doch etwas ihrer Gemütlichkeit beraubt haben.

Dem Vorausblickenden mußte eigentlich schwindeln, wenn er versuchte, sich die Fortsetzung der Bewegung vorzustellen, zu welcher die Erfindungen seiner Zeit den Anstoß gegeben, und er sich die einfache Rechenaufgabe vorlegte: Wenn die Summe von gesteigerter Arbeitskraft, von gewonnener Zeit, die wir heutzutage durch das Maschinenwesen erlangt haben, in Zukunft um ebenso vieles übertroffen wird, als wir die Vergangenheit übertroffen haben, wie hoch wird diese Summe

sich noch steigern? Bei dieser Gleichung war obendrein noch die Beschleunigung der Bewegung in Rechnung zu ziehen. Die zunächst liegenden Erwartungen boten schon des angenehmen genug: der Phonograph, welcher das Wort samt der Stimme fixieren und vervielfältigen sollte; das Telephon, welches diese selbe Stimme über weite Entfernungen hinüberträgt; . . . die auf diese Art ins Haus gebrachten Opernvorstellungen und Parlamentsreden . . . überhaupt alle diese Wunderrohren, die alles erdenkliche in die Wohnungen leiten — jetzt schon das Licht, das Wasser — nächstens die Heizung, warum nicht auch die Speisen? Warum nicht auch mit der Stimme entfernter Menschen deren auf elektrischem Wege sich mitteilendes Spiegelbild? . . . Und war die Elektrizität das letzte Wort? Wie viel unverwendete Kräfte mochte es noch geben, die man sich dienstbar machen konnte?

Nichts neues unter der Sonne: dieser lang wiederholte, bis zum letzten Faden abgeschabte Satz, der wurde zwar noch immer gedankenlos gebraucht, aber wahrlich, das Maschinenalter hat dessen Unrichtigkeit schon genügend dargethan. Es war ja so viel neues ins Leben getreten, so viel nie noch dagewesenes war nun da, daß dies den berühmten Ben Akiba gründlich Lügen strafte. Freilich war der Welt seit ihrem Bestehen — d. h. seit jeher — kein neues Atom hinzugekommen und kein altes verloren gegangen; aber die Atome sind es ja nicht, die wir kennen und nennen, es sind deren Kombinationen — und die sind immer überraschend anders; die bringen durch ihre stets verwickelter werdenden Verbindungen und Häufungen täglich, oder vielmehr allsekundlich Neuschöpfungen hervor. Das war ein gar kurz- und engsichtiges Vorwärtsschauen, dasjenige solcher Leute, die von der Zukunft eine Wiederholung vergangener Begebenheiten erwarteten, und dabei als Urteilsnorm das kleine Stückchen Geschichte nahmen, das sie in der Schule gelernt hatten — glaubend, ungeheuer weise zu sein, wenn sie sagten: „Es bleibt doch alles beim alten. Reiche entstehen und vergehen, Völker blühen und sterben hin, Kulturen steigen und sinken, Erfindungen werden gemacht und gehen dann wieder

verloren — kann man doch heute z. B. nicht mehr die Purpurfarbe herstellen — der Mensch bleibt sich immer gleich, seit jeher hat er dieselben Schwächen und Leidenschaften gehabt — die Geschichte ist ein sich stets wiederholender Kreislauf“ . . . Über solches Urtheil war der moderne Geist schon hinausgewachsen. Derselbe hatte an der Hand der Naturerkenntnis die Überzeugung gewonnen, daß die um Millionen Jahre zurückreichende Erdgeschichte Phasen zeigte, die auf ewig verschwunden waren und die kein Kreislauf mehr zurückbringen konnte; ferner, daß im Lauf der Zeit Dinge erstanden waren, von welchen frühere Epochen noch keine Spur aufweisen. Und dies nicht allein im Reich des Stoffes, sondern ebenso in dem sich parallel entwickelnden Reich des Geistes. Mit den neuen Wesen und ihren neuen Gehirnsformationen waren auch neue Begriffe entstanden; die ganze Geschichte der Kultur zeigt deutlich, wie unaufhörlich neue Ideen aufgetaucht, und die Geschichte der Erfindungen zeigt, wie neue Kräfte entdeckt wurden. War auch die Purpurfarb Zubereitung in Verlust geraten — verlorene Telegraphen u. dgl. gab es in der Urzeit sicher keine. Der Mensch, dieses Naturgeschöpf, war allmählig zum Schöpfer vorgerückt; ihn benützte die Natur nunmehr, um neue Organe zu bilden: verfeinerte Augen, welche bis zu den Himmelsräumen reichen — nämlich Teleskope; verhundertfachte Kraftmuskel — nämlich Maschinen; kurz, eine unabsehbar anders werdende Welt. Die von dieser Einsicht durchdrungenen Vorwärtsschauer versuchten auch gar nicht, sich ein Bild zu machen von dem, was in vielen hundert oder gar in vielen tausend Jahren sein werde, denn sie mußten sich gestehen, daß ihnen hierzu vor allem die Begriffe fehlten. Welcher Prophet aus der Pfahlbauerzeit hätte sich wohl eine Vorstellung machen können von — sagen wir — dem Zeitungswesen, oder der Wirkung einer Wagnerschen Oper, oder den Ergebnissen der Momentphotographie? Und so mußte auch der Prophet der Maschinenzeit sich damit bescheiden, von der Zukunft Änderungen zu erwarten; wie dieselben aber beschaffen sein würden, dies zu verstehen und zu fassen — darauf mußte er verzichten. Nur eins konnte

er mit Sicherheit schließen: der Lauf der Dinge bewegt sich in der Richtung der Vervollkommnung.

Aber je höher und je glücklicher Einer die Ziele der Zukunft vor seinem profetischen Blick erglänzen sah, desto trauriger und zorniger, mit desto mehr Verachtung und Ekel blickte er auf die rings mit Elend, Jammer, Unwissenheit, kleinlicher Zehgier, schildbürgerischer Thorheit, gegenseitiger Vernichtungsfurcht und Verhezungswut gefüllte Gegenwart. Bei vielen artete der Schmerz über das Bestehende sogar in Mutlosigkeit aus, in jenen finstern Pessimismus, der da meinte, besser wäre es, diese schlechteste aller Welten wäre nicht . . . Doch eines hätten sie bedenken sollen, die so litten: ihr Leid selber war ein Symptom des Besserwerdungsprozesses. Erst wenn sie zum Schmerz sich steigert, setzt sich die Sehnsucht in Thaten um. Und erst wenn Stürme — Frühlingstürme — sich erheben, wird es gänzlich fortgesetzt — das Herbstlaub im April.

E n d e.



Druckfehler.

Seite 126	Zeile 2	von oben	statt	Verarmung	lies:	Verneinung.
" 155	" 1	" "	" "	Natur	"	Nation.
" 207	" 5	" "	" "	überfahrten	"	überfahren.